

Düsseldorfer Heimatblätter

MITTEILUNGSBLATT DES HEIMATVEREINS „DUSSELDORFER JONGES“

VEREINSHEIM „ZUM SCHWARZEN ANKER“, DUSSELDORF, BOLKERSTRASSE 35

ERSCHEINT MONATLICH NACH BEDARF

NR. 7

MAI 1948

Unser Düsseldorfer Hofgarten

Unser Hofgarten ist der ganze Stolz und die ganze Freude der Düsseldorfer Bürgerschaft, aber gleichzeitig auch ihr großes Sorgenkind. Ein Glück nur, daß sein offizieller Betreuer, der jetzige städtische Gartendirektor, Baurat K ü c h l e r, sich in so vorbildlicher Weise seiner annimmt, und wir können ihm, dem wirklich würdigen Nachfolger des Schöpfers des Hofgartens, Maximilian Friedrich Weyhe, nicht dankbar genug sein. Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ läßt es sich recht angelegen sein, alles zu tun, den Hofgarten zu schützen gegen die unbarmherzigen Eingriffe nichtswürdiger Elemente, die ihn zu verschandeln und zu vernichten gedenken. Wir werden in Kürze mit unseren Vorschlägen an die Öffentlichkeit treten. Für heute wollen wir nur einiges aus der Geschichte des Hofgartens berichten. Das alles muß unser besonderes Interesse erheischen.

Ob man von Grafenberg die Graf-Recke-Straße oder die Grafenberger Allee hinab wandert — ob man vom zufriedenen Süden herkommt und durch die Kavalleriestraße am Schwanenspiegel vorbei dem Stadtinnern zustrebt — ob man von der Schnellenburg die Ceciliallee jetzt schnell durchheilt — immer muß man an langen Baumreihen vorbei, die dem zur Arbeit eilenden oder auch dem Müßiggänger bereitwillig im Sommer ihren Schatten spenden. Und im Innern Düsseldorfs finden wir den Hofgarten, eine Gartenanlage, um die uns manche deutsche Stadt beneidet.

Obwohl der Festungsgürtel der Stadt manchmal sehr hinderlich bei ihrem Wachstum gewesen ist, so ist er doch mit Schuld daran, daß wir heute den Hofgarten mitten in der Stadt haben. Kurfürst Karl Theodor und sein genialer Gartenarchitekt Nikolas de Pigage, sind die Schöpfer unserer heutigen prächtigen Anlagen — die Ordnung in die alten Anlagen „draußen in Pempelfort“ gebracht haben. Und auf sie und ihr Werk konnte Weyhe dann weiter schaffen. Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts lesen wir von zwei Hofgärten Herzogs Wilhelm III. Im Jahre 1557 erwarb er den „Mühlencamp“ mit seinem Garten vor dem Ratinger Tore — der Ausgangspunkt des älteren Hofgartens. Unter Wolfgang Wilhelm wurde dann im Jahre 1651 der fürstliche Hofgarten erweitert und erhielt eine Gartenwohnung, die als Sommeraufenthalt der herzoglichen Familie gedient haben mag. Dieser „alte Jägerhof“ wird „jenseits der Jacobigasse an der Düssel“ gelegen haben. Johann Wilhelm II. (Jan Wellem) erweiterte den Besitz zu Pempelfort durch einen Hof, der da, wo heute das Schloß Jägerhof steht, gestanden hat. Jan Wellem „ließ auf dem Terrain des Hofes ein Sommerhaus und die langgestreckten Stallungen und Räume für die Jagdtücher errichten. Die überaus kunstvoll ausgeführten, aber dem Zeitgeschmack entsprechend stark manierten Holzschnitzereien in den Frontespizien (heute noch teilweise erhalten) tragen die Jahreszahl 1713“.

Hand in Hand mit den Bestrebungen Jan Wellms für Düsseldorfs, seiner Residenzstadt, Verschönerung zu sorgen — indianische Gewächse und holländische Tulpenzwiebel wurden für seine Gartenanlagen gekauft — gingen die A n l e g u n g e n z a h l r e i c h e r Lustgärten vor dem Ratinger und Flingertore, draußen in Pempelfort. Aber nicht lange sollte es so schön bleiben, da man sich nicht die Mühe machte, es schön zu halten.

Vor den Toren der Stadt nach Osten hin, war ein buntes Vielerlei von Wiesen und Äckern, kleinen Häuschen mit ihren Gärtchen, die von Hecken umschlossen waren,

zu finden. Obst-, Kastanienbäume, zahlreiche Sträucher sorgten dafür, daß das Bild einer ländlich-friedlichen Gegend abgerundet wurde. Als nun Nikolas de Pigage 1769 dazu überging, seinen von Karl Theodor genehmigten Plan der Anlage einer „öffentlichen Promenade in Pempelfort“ auszuführen, wurden die Bäume umgehauen, die Sträucher ausgerissen, das etwas hügelige Land planiert, und dann begann die Hauptarbeit.

Die Regulierung des Düsseldorfbaches an der Seufzerallee, der Bau des Hofgartenhauses an der Ecke Kaiser- und Hofgartenstraße, wurden im Rahmen der gesamten Arbeiten durchgeführt. In wenigen Jahren war alles fertig, und die Bürger Düsseldorfs freuten sich, an den schönen Sonntagnachmittagen nach Pempelfort zur „öffentlichen Promenade“ zu wandern, um dort bei den Klängen der Musik mit dem Gvatter Nachbar zu plaudern. Das Konzert dauerte von 5—8 Uhr. Es war jene geruhsame Zeit, in der die Männer in bunten Fräcken, gestrickten Seidenwesten, Kniehosen, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen — die Frauen in den Reifröcken und Stöckelschuhen, einer hohen, kunstvollen Frisur, hübsch gepudert — die breiten Alleen bevölkerten und unter den aus Holland geholten Bäumen am runden Weiher und an der Seufzerallee, an den Sträuchern aus dem Eller Forste vorbei, sich vergnügten und abends, ehe die Stadttore geschlossen wurden, heimwärts gingen.

Im Jahre 1779 wurde der Schreinermeister Eisermann mit der Herstellung eines chinesischen Pavillons beauftragt. Der „quadratische Bau von 24 rheinischen Fuß Länge und Breite und 13 Fuß Höhe, mit einem laternenförmigen Aufsätze, dessen Dach mit „sechzehn kupfernen Glocken und allerhand Getier“ geziert wurde, war bereits im nächsten Jahre im äußeren Aufbau fertig. Es folgte dann die innere Ausschmückung. Die Kosten der Deckenbemalung des Malers Feldmüller betrug 418 Taler. Leider hat der chinesische Pavillon kaum ein Viertel Jahrhundert die Bürger Düsseldorfs erfreut.

Am Ausgange des 18. Jahrhunderts finden wir in Düsseldorf ein sehr geselliges, reges geistiges Leben. Damals war Jacobis Garten in Pempelfort der Sammelplatz aller geistigen Köpfe Deutschlands. Goethe weilte zweimal (1774 und 1791) in Pempelfort. Und dann kamen die schrecklichen Jahre der Herrschaft der französischen Revolutionsheere. Der chinesische Pavillon, der Hofgarten verfielen — dazu kam, was Mutwille und „Langfinger“ zerstörten — das Werk Pigages drohte alsbald der Vergangenheit angehört zu haben.

Da war es das Werk des Staatsrates G. A. Jacobi, der dafür sorgte, daß Maximilian Friedrich Weyhe 1803 aus Köln nach Düsseldorf berufen wurde. Infolge der Bestimmungen des Friedensvertrages von Luneville (1801) mußte Düsseldorf seine Festungswerke schleifen. Das freiwerdende Gelände diente nicht nur zur Anlage neuer Straßen, sondern auch zur Vergrößerung der Promenade. Hier setzte die Arbeit des Gartenbaumeisters Weyhe ein. Vom Ratinger Tor bis zum Jägerhof wurden 370 schwere Waldbuchen gepflanzt. Gleichzeitig wurde die Straße vom Bergertor bis zur Neustadt mit 238 Pappeln und unsere heutige Königsallee mit holländischen Linden und italienischen Pappeln geschmückt. Die Bepflanzung der Königsallee mit Kastanien, die uns heute im Frühjahre in ihrer Kerzenpracht erfreuen, ist erst später erfolgt.

Die gesamten Arbeiten müssen eine nette Stange Geld gekostet haben. Man liest, daß im Jahre 1806 die bergischen Landstände 40 000 Franken jährlich für die Ausführung der Pläne Weyhes bewilligten. Joachim Murat, der damalige Regent des Großherzogtums Berg, unterstützte lebhaft die Pläne Weyhes, und so wundert es uns nicht, daß schon nach Ablauf eines Jahres, das Gelände des heutigen Hindenburgwalles (früher Lindenallee) bis zum Ratinger Tor, die Ufer der Landskrone bis zur früheren kurfürstlichen Promenade mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt waren. Die Landskrone hatte man etwas vertieft. Gleichzeitig begann man mit der Anlage des Ananasberges. Den Hauptstoß zur Vollendung der ganzen Arbeit gab das Dekret Napoleons vom 17. Dezember 1811. In diesem Dekret finden wir folgenden Satz: „Die alten Festungswerke und die Glacis werden der Stadt geschenkt, um nach dem Verschönerungsplane mit Bäumen bepflanzt und zu öffentlichen

Spaziergängen eingerichtet zu werden." Aus dem Staatsschatze stellte Napoleon jährlich 100 000 Franken zur Verfügung bis zur Vollendung der Arbeiten. So wurde mit Hilfe von Staatsmitteln eine Gartenanlage geschaffen, die Eigentum der gesamten Bürgerschaft Düsseldorfs sein sollte.

Sophie von Hatzfeldt *)

„Versprechen Sie mir, Sie mein einziger Freund, der einzige, der hinter all diesen Verleumdungen mein wahres Wesen erkannt hat, daß Sie mich nach meinem Tode rechtfertigen, mein Märtyrertum und was es war, zeigen wollen, und daß auf meinem Grabe nicht die Verachtung mehr lasten soll, die man mir während meines Lebens aufzubürden gewußt hat.“ Als die Gräfin Sophie v. Hatzfeldt dieses an ihrem 52. Geburtstage an Ferdinand Lassalle schrieb, war sie wieder einmal jener seelischen Depression verfallen, die seit Jahren ihr Leben und in besonderm Maße ihre Geburtstage zu verdunkeln pflegte. Das Gefühl tragischer Vorherbestimmung brannte dann besonders schmerzlich in ihrem Bewußtsein. Am Erinnerungstage der Erstürmung der Bastille geboren, war sie tatsächlich schon früh von einer Symbolik begleitet, die anzudeuten schien, daß „Sturm in dieser Natur“ liegen würde. Daß dieser Tag späterhin mit einer tückischen Regelmäßigkeit jahraus, jahrein Regen und einen verhangenen Himmel brachte, erschien ihr immer wieder als schmerzliche Vordeutung einer unabänderlichen Trostlosigkeit.

Sophie v. Hatzfeldt war am 10. August 1805 unter den glücklichsten Umständen ins Leben getreten als dritte Tochter des Fürsten Franz Ludwig v. Hatzfeldt. Siebenzehnjährig ist sie ihrem Vetter Edmund v. Hatzfeldt angetraut worden. Ein Akt von Familienpolitik, von dem damals noch niemand ahnen konnte, welch schlechtes Geschäft diese Transaktion der zwei Hatzfeldtschen Linien für die Familieninteressen werden sollte.

Von Anfang an war ihre Ehe unglücklich; und der jahrelange Kampf um ihre drei Kinder, der nervenzerrüttende Wechsel zwischen Versöhnung und Wiederentzweiung der Gatten, die laue Hilfsbereitschaft ihrer Verwandten brachen langsam und systematisch die Kraft ihrer starken Natur. Hin und her getrieben, war sie ihrer selbst kaum bewußt; dabei verstrickt in die Anschauungen ihrer Kaste, deren Bedingtheit sie mehr dumpf empfand als klar erkannte. So mußte sie, deren Natur zu nichts so wenig geschaffen war wie zu resigniertem Dulden, ein Martyrium ohnegleichen auf sich nehmen, bis sich durch die Bekanntschaft mit dem damals 21jährigen Ferdinand Lassalle im Jahre 1846 endlich die Hoffnung auf Erlösung zeigte. Zu Lassalle kam in Sophie v. Hatzfeldt das Schicksal. Persönliche und sachliche Momente trafen zusammen, um den Kampf für die Freiheit und Rechtfertigung dieser Frau zum großen Auftakt seines Zusammenstoßes mit der herrschenden Gesellschaftsschicht werden zu lassen. Und Sophie v. Hatzfeldt erstand in Lassalle endlich der Erwecker ihrer Persönlichkeit. Er löste sie langsam aus ihrer dumpfen Ohnmacht; er öffnete ihren Sinn für die geistige Tragweite des Kampfes, in dem sie stand. Er gab vor allem ihrem individuellen Fall die Deutung ins Große und Allgemeine, um damit der „erbarmungslos von Feld zu Feld verscheuchten Gazelle“ in dem Reich der Ideen, die sein Leben bestimmten, eine geistige, unverlierbare Heimat zu schaffen.

In den Jahren der ersten Gemeinsamkeit mit Lassalle, die zeitweilig auch zu räumlichem Zusammenleben in Düsseldorf führte, in den Prozessen mit dem Grafen Edmund, in der gemeinsamen geistigen und agitatorischen Arbeit schien es, als sollten dem Leben der Gräfin Hatzfeldt wieder bejahende Kräfte erwachsen, und als gäbe es doch noch eine Möglichkeit für sie, das Vergangene zu überwinden. Aber die lebhaften und unruhigen Verhältnisse verdeckten nur den Zustand ihres Innern, der zu tief mit ihrer eigensten Wesenheit zusammenhing. Vergessen des Geschehenen war dieser Frau fremd. Auch ohne daß ihr Leben blutsmäßige Verstrickungen gehabt hätte, die eine weitere unzerstörbare Belastung bedeuteten, hätte es den tragischen Zug behalten, der seine Größe und Schwere ausmachte. Denn Sophie v. Hatzfeldt gehörte zu jenen Naturen, die einmal in der Tiefe getroffen, nie mehr gesunden können; die, wie man von der Rahel gesagt hat, in seelischer Beziehung das sind, was man medizinisch einen Bluter

nennt. Aus kleinem Anlaß rissen längst vernarbte Wunden immer wieder bei ihr auf, und geringfügige Verletzungen konnten sie als Glied der furchtbaren Kette, an der ihre Seele trug, wie schwere Ereignisse treffen. „Mein Geist wäre vielleicht stark genug gewesen, um ungebrochen aus diesen Kämpfen herauszukommen, aber ich hatte unglücklicherweise auch ein Herz, das sich nicht in das Unabänderliche fügen konnte. Es wollte sich nicht biegen, und daher mußte es brechen, und das konnte nicht geschehen ohne daß Geist und Körper davon krank geworden... Wenn ich gar keine Schmerzen habe, mich nicht krank fühle, so habe ich stets das Gefühl, als wenn mir die Kraft zum Leben fehlte, wie eine Lampe, die kein Öl mehr hat, so ist es körperlich, so geistig.“

Dazu kam, daß der Ausgang ihres Scheidungsprozesses, so gut er für sie ausfiel, doch ihrem Herzen neue Wunden schlagen mußte: sie rettete nur eines ihrer Kinder, den zweiten Sohn. Die erhoffte und erwünschte Rehabilitierung jedoch war mehr eine juristische als eine gesellschaftliche. Ihr Name war und blieb mit einer Reihe von Skandalen verknüpft; ein Lügen- und Verleumdungsfeldzug unerhörtester Art war gegen sie losgelassen worden und trug ihr manchen schweren Boykott ein, der bis auf den preußischen Thron hinaufreichte, wo jene Königin Elisabeth sich die platten Deutungen des banalen Alltags zu eigen machte, deren Schwester als Mutter Franz Josephs I. der schönen exzentrischen Schwiegertochter am österreichischen Hof das Leben so sehr verleidete. Was nützte es, wenn der junge Freund immer und immer wieder mit wildem Verstehen und öfter noch mit ungeduldigem Verweis ihr einzureden suchte, daß die Verachtung dieser aristokratischen Kreise nicht einmal Verständnislosigkeit, sondern vielmehr Anerkennung sei, wie es „jedes große Wagen und Können, jedes eigne Wollen“ erzwingt. „Was die Frauen in ihrer Gegenwart und Nähe ergreift, das ist jenes unbestimmte Gefühl von Furcht und Haß, jenes vage ahnungsvolle Zittern, sich in der Nähe des Prinzips zu finden, von welchem man den Todesstoß empfangen soll. In der Natur wie in der Geschichte, ja selbst im Einzelleben gibt es solcher Beispiele die Fülle, in welchen eine Existenz, in die Nähe des Prinzips gebracht, durch das sie unterzugehen bestimmt ist, von unheimlicher Furcht und darum von um so lebhafterem Haß unbewußt ergriffen wird. Wenn der Vogel die Klapperschlange sieht, überfällt ihn diese Ahnung des Untergangs und lähmt seine Flügel.“ Für ihn, den Mann, der sich durch Taten noch rechtfertigen würde, den Jüngern, den durch Tradition und Blut nicht so Gebundenen, mochten solche Erwägungen fruchten — die Seele der Gräfin war doch zu fein organisiert, um in den äußeren Erschwerungen nicht eine ständige Quelle neuer Qual zu sehen. Und wie hätte sie, deren Schwester die Gattin des Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. war, die ihre Söhne hohe Stellungen in dem alten diplomatischen Bereich ihrer Familie erstreben sah, gleichgültig bleiben können, wenn man, wie der französische Gesandte am Berliner Hof, in ihr eine zweite Messalina erblickte? Auch die gute bürgerliche Gesellschaft war von Mißtrauen gegen sie erfüllt, wie der Maler Pietsch so anschaulich berichtet. Jene Berliner Kreise, von denen Lassalles geistvolle Persönlichkeit trotz allem bereitwillig aufgenommen worden war, erwarteten mit innerem Widerstreben die Ankunft der Gräfin, und die Lassallesche Parole: „Wer nicht für sie ist, ist gegen mich“ erfüllte sie mit peinlichem Mißbehagen. Als dann allerdings die über Fünfzigjährige erschien — groß und von bezauberndem Wuchs, mit feingeschnittenen, geistbelebten Zügen und jenen unerhört hellen Augen, die die Tiefe des Daseins zu verraten schienen, dabei von vollendeter Eleganz, im Auftreten die ruhige Sicherheit der hohen Aristokratin und einen Geist und Scharm in der Unterhaltung entwickelnd, daß Karl Marx entzückt ausrief, sie habe hundertmal mehr Verstand als Lassalle — da ging es ihr wie seinerzeit Karoline Schlegel in München. Das Getuschel um sie herum verstummte bald, und es wurde fast zum Kriterium tieferer Bildung in diesen Kreisen, die sich auf ihren Geist soviel zugute taten, Sophie v. Hatzfeldt anzuerkennen oder nicht.

Die schwerste Tragik ihres Lebens erwuchs ihr aus ihrer Freundschaft zu Lassalle, einer der ungewöhnlichsten menschlichen Beziehungen, die die Geschichte kennt. Die Art derselben veranlaßte bei seinem Tod eine hohe Persönlichkeit zu dem Ausspruch, sie gebe alle geistigen Leistungen Lassalles hin für sein chevalereskes Eintreten für eine unglückliche Frau. Wenn mit der Bezeichnung „chevaleresk“ auch nur die Ober-

fläche seines Verhaltens gestreift und nicht an seine eigentliche Tiefe gerührt ist, so hat Lassalle selber in einem ähnlichen Ausspruch die zwingende Bedeutung dieser seiner Jugendtat Viktor Ainé Huber gegenüber zusammengefaßt in die Worte, sein ganzer Mensch läge in jener Handlung, die das Faktum seines Lebens sei, auf das allein er stolz zu sein sich berechtigt fühle. Es ist unendlich viel und aus mancherlei Gründen an diesem Verhältnis herumgedeutet und gedeutelt worden; vor allem in einem Sinne, der den Herausgeber des Lassalleschen Nachlasses veranlaßt zu zeigen, wie sehr für diese Beziehungen „die bequemen Betrachtungsweisen“ abzulehnen sind, die dem „Vereinfachungsbedürfnis des großen Haufens“ entsprechen. Mayer geht selber einer möglichen Deutung des Verhältnisses nach und glaubt den Grund dieser außergewöhnlichen Freundschaft in der psychologischen Erfahrung suchen zu müssen, daß „zu den großen, auf Ausschließlichkeit aufgebauten Freundschaften zwischen Menschen verschiedenen Geschlechtes nur der Passionsweg unerwiderter Liebe hinführe“. Wer dem „Zwiegespräch der Freunde“ in ihren Briefen mit „horchender Seele“ folgt, wird dem Herausgeber zustimmen, auch ohne daß der Brief vom 9. September 1860 Lassalles Gefühle für Sophie v. Hatzfeldt dahin zum Ausdruck brächte, sie sei doch eigentlich die einzige gewesen, die er je geliebt habe. Lassalles Gefühle jedoch fanden bei der Freundin ein nicht weniger tiefes, aber nicht das gleiche Echo.

Warum nun ist diese „märchenhafte“ Freundschaft keine lebenbestimmende Liebe für beide geworden? Das ist die Frage, die immer wieder aufgeworfen wird. Die letzten Gründe und die Art, die zwei Seelen miteinander verketteten, ruhen immer im Bereich des Unerforschlichen, und das Beste, das uns zu tun übrigbleibt, kann nur darin bestehen, das Gegebene mit Respekt vor dem Geheimnis hinzunehmen. Immerhin darf in diesem besondern Fall vielleicht hinzugefügt werden, daß der große Altersunterschied, der sich als Erklärungsgrund für die nur freundschaftlichen Gefühle der Gräfin so billig anbietet, nicht eigentlich ein Hemmnis gewesen sein kann und in entscheidendem Punkt sicherlich keine Rolle spielte. Er hat seine Bedeutung gehabt, doch nur insoweit, als die Gräfin durch ihre Vergangenheit — durch die Bindung an ihre Familie und das lange, schwere Leid ihres Lebens — belastet in diese Freundschaft eintrat, während ihr Lassalle jung und ungebrochen gegenüberstand. Sophie v. Hatzfeldt hat wiederholt leidenschaftliche Huldigungen jüngerer Männer entgegennehmen können; und was bedeutungsvoller ist: sie hat als fast Sechzigjährige die stürmischen Gefühle des 40-jährigen Obersten Rüstow dankbar erwidert. Wo die Hemmungen für ein über die Freundschaft hinausgehendes Verhältnis dieser zwei Menschen lagen (man hat sie auf unbewußte Rassenantipathie zurückführen wollen), ist überdies gleichgültig gegenüber der Tatsache, was diese Freundschaft für beide bedeutet hat, wie entscheidend sie ihr Leben gestaltete, beglückte und auch wieder zerstückte. Es war die Summe ihres Lebens, daß beide die Freundschaft hoch über die Liebe stellten.

Lassalle ist in Sophie v. Hatzfeldt die kongeniale Natur begegnet. In einem großen Brief, den Mayer in den Anfang der fünfziger Jahre setzt, spricht Lassalle es aus, worin er die Bedeutung der Freundin sieht. Es war nicht ihr Geist, den er so gern zu schriftstellerischen Arbeiten ermunterte; das entscheidende Urteil über den Wert einer Frau leitete sich ihm von andern Maßstäben her. Die Kraft und Größe ihres Herzens allein war für ihn entscheidend. Und hier gilt ihm Sophie v. Hatzfeldt als die Vollendung weiblichen Menschentums. Daß in ihrer Liebe stets ihr ganzer Mensch lag; daß diese Frau, der sich immer wieder bedeutende Männer in feuriger Bewunderung näherten, für den ungeliebten Gatten die „tote Statue“ ist; daß sie es verschmähte — und wenn ihr Leben daran zerschellte —, mit den Mitteln des allzu erdenhaft Weiblichen, die ihr in so reichlichem Maße zur Verfügung gestanden hätten, ihn sich gefügig zu machen; daß sie, wo sie liebte, in jedem Moment neu die Frage der Einheit ihrer ganzen Persönlichkeit stellte —, das war für ihn das Ausschlaggebende, und das war ihre spezifisch weibliche große Leistung. Darum vertrat sie ihm „im Gebiet der Sitte, der Liebe, der Weiblichkeit einen höhern, befreitern Gedanken“. Sie war nach seinem Urteil fähig zu jener „Religion in der Liebe“, die er vom Weibe forderte. Und als ihre „größte geistige Tat“ erscheint ihm, daß sie ihre „drei Mousquetaires“ fand. (Gemeint sind Lassalle, der Assessor Alexander Oppenheim und Dr. Arnold Mendelssohn, die in den Kassettendiebstahl während des Scheidungsprozesses der Gräfin so unheilvoll verstrickt waren). Denn „nur durch die innere Macht des von ihr vertretenen

Prinzips" schafft sich die „freie Persönlichkeit mit ihrer unendlichen Armut nach außen und ihrem unendlichen Reichtum nach innen“ ihre wahrhaften Helfer; und nur dadurch, daß sie diese wahrhaften Helfer findet, beweist sie sich. Am schönsten hat Lassalle, ohne es zu wollen, dem Band, das ihn an Sophie v. Hatzfeldt fesselte, in Worten an Lina Duncker Ausdruck gegeben: „Ich liebe mit dem Geiste, ich kann nur gleichgesinnte Seelen lieben. Beeinträchtigen, zerstören Sie meine theoretische Schätzung Ihres Geistes und besonders Ihres Charakters, und meine Liebe ist verfliegen, unaufhaltsam und unwiederbringlich. Meine Liebe ist ein Fels, der allen praktischen Stürmen und Kämpfen, der zehn Erdbeben unerstütert Widerstand leistet — aber sprechen Sie ein Wort, welches auf eine unwiderlegliche und unzweideutige Weise eine unedle und klein-geistige Anschauung verrät — und sie ist ein Hauch, in leere Luft zerflossen.“

Am 28. August 1864 fiel Lassalle im Duell mit Janko v. Rakowitza. Am Morgen des 31. Augusts erwies ihm Sophie v. Hatzfeldt den letzten Liebesdienst, von dem sie fest geglaubt hatte, daß sie ihn von ihm empfangen müßte: sie drückte dem toten Freunde die Augen zu. Und während sie Tag und Nacht die Hand des Sterbenden gehalten hatte, hatte sich langsam die jahrzehntelang niedergehaltene Kraft ihres Herzens von ihren Fesseln und Hemmungen befreit. Mit einer wilden Größe der Leidenschaft sucht sie von nun an im jungen Sozialismus jedes Wort Lassalles, das sie in ihrem Herzen bewahrte, zum Dogma zu erheben und mit grandioser Gewaltsamkeit geschichtliches Leben zum Stillstand zu zwingen als Denkmal für den toten Freund. Sie ist daran gescheitert und hat der Welt ein trauriges Bild der Zerrissenheit der jungen Partei geboten. Aber was sachlich an ihr klein war, war menschlich um so größer. Der Partei hat sie nur vorübergehend schaden können; denn die Geschichte läßt sich nicht zwingen. Heute ist ihre Gewalttätigkeit vergessen; aber die Erinnerung des Kults, den ihr zerrissenes Herz mit dem Freunde trieb, lebt weiter; und sie ist, wie sie es sich wünschte, mit ihm gemeinsam in das Gedächtnis der Nachwelt eingegangen als Vorbild freundschaftlicher Möglichkeiten zwischen Mann und Frau, wie die Geschichte noch keine sah.

Dr. E. Buschmann

Ferdinand Lassalle *)

In aller Leidenschaftlichkeit des politischen Tageskampfes ist es nötig, einen Augenblick des Großen der Vergangenheit zu gedenken, wenn es sich durch irgend ein Ereignis oder einen Zufall unserm Auge darbietet — einen Zufall, dem wir eben hierdurch jenen Sinn zurückschenken, der vielleicht von vornherein in ihm liegt. Gerade uns, die wir in mannigfaltiger Form und auf verschiedenen Wegen um eine bessere Zukunft ringen, — in sozialer, in wirtschaftlicher, in politischer Hinsicht, — gerade uns müssen bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit große Menschen bewundernswert erscheinen, welche in Vielem dasselbe erstreben wie wir. —

„Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche richtige Blicke in die Zukunft taten und nur diese Zukunft nicht erwarten konnten. Wozu die Geschichte sich Jahrhunderte Zeit nimmt, das soll im Augenblick ihres Daseins reifen.“ Das ist ein Wort Lessings, und es ist von Lothar Bucher auf Ferdinand Lassalle angewandt worden, den eigentlichen Begründer der sozialdemokratischen Partei. Das Wort bezeichnet treffend den vorwärtsstürmenden Geist, den rastlosen Eiferer gegen das Alte, seine Schäden und seine Macht, — den stürmischen Verkünder eines Neuen, den Revolutionär, der mit seiner Umgebung in anhaltende Konflikte gerät. Und alles das war Lassalle. — Wie anders war dieser Mann als Karl Marx! Es gibt keine deutlicheren Gegensätze als diese beiden Persönlichkeiten. Karl Marx war nie Politiker, und er verstand es nicht, die Dinge aktiv vorwärtszutreiben, vorzustoßen, Kompromisse zu schließen, wieder vorzustoßen. Er war Prophet, er war er selbst und setzte seinen Schädel gegen die Welt, trotzig, haßerfüllt, seherisch. Er wurde verbannt und so schrieb er. Er revolutionierte, er unterminierte die Empfindungen der Massen mit seinem eigenwilligen Denken. Massiv wie ein Denkmal, unerschütterter, unzerstörbar und von einer gewaltigen Kraft besessen. Die Jahrhunderte zogen an ihm vorüber, — er ordnete sie nach den Methoden seines materialistischen Denkens. — Er sagte der Gegenwart ihr Ende voraus, und er

baute in seinem Geiste die Zukunft. Hundertmal widerlegt von berühmten Professoren und eifrigen Doktoranden taucht sein Geist immer wieder auf, ist vorhanden, ist immer lebendig. Wie ein Teufel der Weltgeschichte fährt er durch die Gegenwart, wer weiß, wo er landet. —

Anders Ferdinand Lassalle. Da ist keine Gelehrtenstube, in der die Welt unterminiert wird, da werden keine Jahrhunderte geordnet und seltene Systeme gebaut. Aber Reden gehalten. Lassalle war einer der größten Agitatoren, welche die Geschichte je gesehen hat, und er besaß alle Vorzüge und alle Schwächen eines großen Agitators in reichem Maße. Er war ein Meister der Polemik und mit seine besten Schriften sind die polemischen. Er entflammte durch seine Persönlichkeit, durch das Feuer seiner Darlegungen die Massen, schuf eine Partei, warf sich mitten ins praktische politische Leben hinein und er verschmolz mit diesem Leben, sein Idealismus und sein Ehrgeiz gingen darin auf. Denn er war sehr idealistisch und zugleich sehr ehrgeizig. Er hatte ein lebhaftes Organ für den Reiz des faszinierenden Volksführers und der historischen Persönlichkeit. Die Gegenwart sollte seine Ideen auf ihren Thron erheben, aber zugleich ihn selbst. So kam es, daß er mit den Mächten des Systems, welches der Sozialismus im Kern bekämpft, trotz aller stolz getragenen Verfolgung oft näher in Berührung kam, als seinen späteren Anhängern wünschenswert war, so kam es, daß er mehr auf dem Boden des gegenwärtigen Staates fußte, mehr von ihm ausging, als der eigentlichen Theorie lieb war. Karl Marx hat mit ihm gebrochen. Es war der Bruch des selbstlosen, revolutionären, ins Äußerste radikalen Propheten und Theoretikers mit dem ehrgeizigen, wenn auch stürmisch idealistischen Politiker, der die Mächte der Gegenwart mit benutzen will, um zum Ziele zu kommen. Vielleicht entdeckt der Kommunismus etwas „Bourgeoises“ in ihm, in seinem stark zum Ausdruck kommenden Bewußtsein für den Wert der Eigenpersönlichkeit, — eine Haltung, die ihn in öftere Berührung mit Persönlichkeiten brachte, an deren Verkehr er teilhaben, mit denen er rivalisieren wollte und die doch eigentlich Feinde dessen waren, was er erstrebte. Die einseitige Verbitterung des Fanatikers lag ihm nicht. Trotz mancherlei persönlichen Schwächen ist es kaum möglich, daß er jemals vergessen werden wird, denn sein war eine Kraft, welche zur Verwirklichung des Guten drängte, eine Kraft des Herzens und des Geistes, welche seine Gestalt ehrwürdig macht. Seine Schriften tragen an seinem Ruhme dabei sicher den wenigsten Anteil. Das „System der erworbenen Rechte“ (1861) spielt kaum eine erwähnenswerte aktuelle Rolle mehr, das „eherne Lohngesetz“ hat er zwar eifrig verfochten, aber nicht erfunden. Außerdem hat es die heutige Sozialdemokratie preisgegeben. Seine polemischen Schriften tragen durchaus Zeitcharakter, sein Buch über Heraklit (1857) dürfte heute kaum mehr von jemand gelesen werden. Aber der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“, am 23. Mai 1863 in Leipzig wesentlich durch seine Initiative gegründet, wurde der Grundstock der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. —

Ist Lassalle so zuletzt nur eine bedeutende Parteigröße? Wir glauben es nicht. Wir glauben, daß er in der Entwicklung der Kräfte, welche wir heute gestalten wollen, und die auch in uns lebendig sind, — daß er in der Entwicklung der sozialen Bewegung einen bedeutsamen Faktor und für uns in Vielem eine vorbildliche und führende Persönlichkeit darstellt! Darum ehren wir ihn und wir ehren ihn desto mehr, je mehr wir das Gute in seinem Werke dem Gehalt unseres Strebens einfügen. Große Menschen leben nie für eine Partei, sie leben für alle. Ferdinand Lassalle hat auch für uns nicht vergebens gelebt.

Dr. Herbert Dankworth

Chronik

Düsseldorf im Revolutionsjahr 1848

- 9. Mai: Wahl von Advokatanwalt Anton Bloem und Notar Joseph Euler zu Abgeordneten der Preußischen Nationalversammlung in Berlin.
- 11. Mai: Wahl von Advokatanwalt Hugo Wesendonck und Dr. Wolfgang Müller von Königswinter zu Abgeordneten der Nationalversammlung in Frankfurt a. M.
- 13. Mai: Ferdinand Freiligrath siedelt von London nach Düsseldorf (Windschlag 275, heutige Oststraße) über.

Heimat

Aus fernen, frohen Kindheitstagen
Ein Klang mir durch die Seele zieht,
Es ist ein lieblich, leises Singen,
Es ist ein ew'ges Heimatlied.

Ich hör es in dem Waldesrauschen,
Mir singt's die Flur im Heimattal,
Das Bächlein murmelt seine Weise,
Mich grüßt's in jedem Sonnenstrahl.

Es klingt aus tausend Blumenkelchen
Vom Morgenwind durchs Tal geweht,
Es ist mein Traum beim Sternenscheine,
Ein heilig stilles Nachtgebet.

Ich hör's aus meiner Kinder Lachen,
Ich lausch' ihm, wenn die Jugend singt,
Ich hör's auch von dem Heimatfriedhof,
Wo man mich einst zu Grabe bringt.

Ich hör's im Kirchenglockenläuten —
Das süße, fromme Heimatlied —
Und lausche ihm, bis meine Seele
Hinauf zur ew'gen Heimat zieht.

N. N.

*) Aus unseren Erinnerungsminuten des Monates März 1948

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat Mai 1948

(Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Düsseldorf, Bolkerstraße 35, abends 17.30 Uhr)

Dienstag, 4. Mai: **Monatsversammlung und Ausspracheabend**
Erinnerungsminute an Johanna Fahlmer

Dienstag, 11. Mai: Museumsleiter Horst Sieloff:
„Gärten unter Wasser“ Die Wunder im Aquarium
Erinnerungsminute an Amalie von Sybel

Dienstag, 18. Mai: Erich Wenzel, Leiter des Städt. Werbeamtes:
„Die kommende große Landesausstellung „Rheinisch-Westfälische
Industrie“ in Düsseldorf“
Erinnerungsminute an die Gräfin Elisa von Ahlefeldt

Dienstag, 25. Mai: Oberstadtdirektor Dr. jur. Walther Hensel:
„Eindrücke aus meiner Englandreise“
Erinnerungsminute an die Gräfin Sophie von Hatzfeldt

Wir bitten unsere Mitglieder, Freunde und Gönner höflich, diese
Blätter sorglich zu sammeln und aufzubewahren.